

Zeitschrift:	Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften
Herausgeber:	Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften
Band:	41 (1971)
Artikel:	Strohflechtereien und Goldene Schnüre aus dem Sense-Oberland
Autor:	Mülhauser, Pirmin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-956479

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PIRMIN MÜLHAUSER

Strohflechtereien und Goldene Schnüre aus dem Sense-Oberland

(Veröffentlicht in den
«Freiburger Nachrichten» vom 21. Juni 1969)

Wenn in den Waldlichtungen und in den Moosmatten die Moosglunggen (Trollblumen) blühen, wenn auf dem Blösch die letzten Schneeflecken der Sonne geopfert werden, dann ist die Zeit nahe, daß der Poppeliweizen blüht. Diese alte Getreideart war früher bei uns stark verbreitet, heute ist er wohl ganz verschwunden. Er trug eine kurze, dicke Ähre mit langem obern Schaft 40–60 cm lang und einen kürzeren zweiten Schaft, den dritten dickern nannte man den Storz. Die Strohhalme waren das Rohmaterial zur alten

Strohindustrie.

Im Frühjahr, sobald der Schnee weg war, rückte man mit den Hauen (Hakken) und den Stechschaufeln auf die kleinen Felder, die meist zum Allmendland gehörten. Da wurde geschellt, die Rasenziegel zu Haufen gelegt und zu «Brannhärd» verbrannt. Dieser Mutthaufen brannte Tag und Nacht, der Erdrauch schlich durch die Matten zu den Häusern und verkündete: «Jetzt ist es wieder Frühling geworden». Dann wurde das Äckerlein umgestochen, gehackt und bearbeitet, und wenn die Erdklumpen zerkleinert waren, wurde der Sommerweizen von Hand gesät und eingehäckelt oder eingereicht. Am Tage der Auffindung des heiligen Kreuzes, am 3. Mai steckte man ein Holzkreuzlein in das Äckerlein, hie und da mit einem Blatt stechender Palme und empfahl die Frucht dem Machtschutz Gottes. Ende Juli, anfangs August wurde der Poppeliweizen mit Sicheln geschnitten, und man bündelte die Halme zu «Hampfelen». Die Bündel, welche 40–60 Halme zählten, legte man über eigens angebrachte Stangen oben in die Holzlaube. Da reifte das Korn völlig aus, der Halm wurde golden gelb, war aber vor Regen geschützt. Bald schnitt man die Ähren ab, schnitt den ersten Schaft heraus, auch den zweiten und band sie getrennt in kleine Garben. Der erste Halm wurde zum Schnürlen verwendet, der zweite diente zum Strohflechten. Es gab auch damals sonnenarme Sommerszeit, so daß man oft das Stroh noch bleichen oder schwefeln mußte, die schöne Farbe zu bekommen.

Das Aufspalten der Halme

Mit zierlichen Schnittmesserlein, welche eine lange Leitungsspitze hatten, fuhr man durch die Strohröhrlein. Je nach der Dicke der Halme gab es vier, fünf, sechs, sieben oder acht Schnithälmchen. Man legte besonderes Augenmerk auf die Gleichmäßigkeit der Halme, gleiche Länge und gleiche Breite. Und wenn man eine Garbe aufgespalten hatte, setzte man sich an die Mange. Das war ein ländlicher, vierbeiniger Stuhl, auf dem eine Holzwalze aufgestockt und mit einem Hebel in Betrieb gebracht werden konnte. Man zog die Halme durch die Walze, und so wurde das Stroh weich und geschmeidig. So wanderte Büschel um Büschel auf den Flechternisch.

Das Flechten

In all den Stuben vom Zumholz bis zur Plötscha, vom Krommen bis in die Rütti und in den Rufenen, auch in Plasselb, St. Silvester, Brünisried und Rechthalten und Giffers wurde vor 60 und mehr Jahren noch Stroh geflochten. Groß und klein, Großmutter, Mutter und Buben und Mädchen mußten dabei helfen. Die älteren Mädchen und Frauen spalteten die Halme aus, die Buben mußten die Mange bedienen und um den großen Stubentisch saßen die Gotten, die Frauen und flochten die Halme zu kunstvollen goldenen Seilen und Strangen. Auf den Tischen standen zwei oder drei «pluemeti Chachelini oder Blatteni» mit Wasser, die Halme zu feuchten und die Finger zu kühlen, wenn diese heiß waren. Wann wurde geflochten? Die einten mußten vormittags den Haushalt besorgen, die andern rüsteten Vorarbeiten zum Flechten, daß am Abend alle beschäftigt werden konnten. Die Schulkinder mußten nach der Schule sofort an die Arbeit. Für Schulaufgaben hatte man damals keinen Sinn und sah ihren Zweck nicht ein. Es war eine verdienstlose, arme Zeit. Die Männer fanden abwechslungsweise Arbeit an den Sense- und Bachverbauungen, vierzehn Tage Arbeit, vierzehn Tage ohne Verdienst. So mußte man trachten, wenigstens zu Hause möglichst viel zu verdienen.

Ein Flechterabend

So ein Flechterabend hatte auch seine schönen Seiten. Zum Häscheln und Knistern der Halme sang man Lied um Lied, besonders waren die Kehrreimlieder und die Rundgesänge beliebt, zum Beispiel «Wenn i afange a huuse, gätt mersch Gott gäbe nas Huehn». Oder man jodelte um die Wette, sang auch selbsterfundene Lieder wie zum Beispiel «As taget dur

Granzali uf, Hansjoggeli sitzt vor sim Huus» usw. Oder Großmutter mit der großen Brille erzählte alte Geschichten, Schauermärchen oder von einem Könige oder reichen Grafen. Man lachte dazu und die Flechterninnen rückten vorwärts mit ihren goldenen Flechterseilen. Man spann die Seile auf die Schindel und rollte sie dann zu Büscheli. Das Büscheli 30 Ellen lang, das Tagewerk einer gewandten, guten Flechterin, galt 80 Rp. bis Fr. 1.20. Welche Geflechtsarten wurden geflochten? Einmal gab es das einfache mit drei Halmen, dann vierhalmiges, fünfhalmiges, dann wurden verschiedene Verzierungen eingeflochten, und es gab gekropftes, gelochtes, glätschets, doppeltes, gezacktes und besonders das schöne siebenhalmige und noch andere Arten. Je nach Qualität und Aufmachung richtete sich auch der Preis. Am Sonntagmorgen rückte man mit den Hütten ins Dorf zum Kramladen. Nach der Frühmesse tauschte man den Erwerb um in Brot, Mehl, Nudeln, Zucker, dann und wann auch in Kaffee und Reis und etwas Tabak für den Vater. Die Krämer verpackten die Büschel und schickten sie nach Boll oder in den Aargau. Jahrzehntelang war dies der einzige Verdienst der Oberländerfamilien. So wanderte unser Stroh in die weite Welt, sogar über das große Meer, denn mit dem Geflecht wurden allerlei Bastelwaren, Hüte, Körbchen und Matten verfertigt und geziert, bis die Neuzeit hereinbrach, und das Strohgeflecht keinen Absatz mehr fand.

Ähnlich ging es mit den

Goldenen Schnüren.

Auch hier wurde das Stroh vom ersten Schaft gespalten und gemangt und dann den Drehtlifrauen auf den Tisch gelegt. Die Drehtlimaschine, ein zierliches, einfaches Gerät bestand aus einer größeren, hölzernen Radscheibe, die mit einem Holzschraubenblock unten an den Tisch geschraubt wurde. Am Schraubblock oben war ein Ritter befestigt, ein halbkreisförmiges Holzstück, in dem zwei kleine Spulen mit zwei gekrümmten Zinken versehen, angebracht waren. Beim Drehen des großen Rades drehten sich diese Spulen mit Hilfe einer Saite sehr rasch um ihre Achse. Die Saite war gewöhnlich aus starkem Sternlifaden. Am gleichen Tisch zirka 50–70 cm weiter zurück schraubte man den Halter an. Da war ebenfalls eine Spule mit langem Faden, der von einem Gewicht gezogen wurde und am äußern Ende einen Anbindehaken führte. Die gemangten Halme wurden nun an die beiden Halter beim Großrad befestigt. Dann drehte man das Rad rechts durch und die Halme drehten sich. Hierauf band man die einen Enden an den Hinterhaken mit Gewicht, setzte einen Finger zwischen die Halme und schnurr: dreht sich wieder das große Rad. So waren die Halme fest gedreht und nun hingte man

beide Halme an den gleichen Haken und drehte das große Rad rückwärts, und die beiden gedrehten Halme drehte man so zusammen, das Schnürlein ist fertig.

80 Rp. bis Fr. 1.50 das Tausend

Alle Schnürlein mußten die gleiche Länge haben, und je länger sie waren, umso höher war der Verdienst. Man trachtete daher schon beim Ausschneiden des Strohs, gleiche Längen auszulesen. Tag um Tag, Nacht um Nacht schnurrten die Räder und drehten goldene Schnüre. Die Schnürlein wurden in Büschel von hundert Stück zusammengebunden und zehn solche Bündel bildeten das Tausend, wie es zum Krämer gebracht wurde. Für das Tausend zahlte man 80 Rp. bis Fr. 1.50. Eine fleißige Drehtlerin fertigte in einem Tag nicht mehr als Tausend Stück. Die goldenen Bündel wanderten ebenfalls zum Krämer und man tauschte sie gegen Kramwaren ein. Nach der Schule, welche im alten Jahrhundert nur halbtagsweise geführt wurde, hieß es Schnüre drehen bis abends spät um zehn oder halbelf Uhr. Aber heimelig war das Surren der Rädchen, das Quitschen der Mange, und wenn das Ächzen zu stark wurde, schmierete man Rad, Mange und Spulen mit «Ueslet». Weniger erfreulich war das Stöhnen der Kinder nach Ruhe und Schlaf. Wenn Hagelwetter die Äckerlein verpeitschte, mußte man das Stroh von auswärts beziehen. Da war das Verdienen noch geringer. Doch man mußte sich zufrieden geben, denn man wußte nichts anderes, kein weiteres oder besseres Einkommen war aufzubringen, und Schmalhans war das ganze Jahr Küchenchef. Kaffee und Brot und «Häperebrägel» waren stets auf dem Menuplan. Den Kaffee vermochte man nicht immer zu kaufen. Da gab es Schiggore- oder Eichelkaffe und die Geißmilch gab ihm die gute «Chuscht» dazu. Das Brot war das ganze Jahr rationiert. Man brauchte keinen Kalorien- oder Punkteplan. Einfach und genügsam mußte gelebt werden. Aber es gab trotzdem hübsche und stämmige Burschen und Mädchen, die gute Walduft hat das ihre beigetragen.

Einheimisches Kunstgewerbe

Die goldgelben Schnüre fanden Verwendung wie das Geflecht für Hut- und Bastelwaren, für Körbchen und allerlei Schmuckgegenstände. Auch mit Rüschen und Bast wurden Schnüre gedreht, aber auch hier hat die neuere Zeit den Riegel geschoben. Verträumt liegen die Drehtlmaschinen und die Mange in einer Ecke oben auf der Bühne oder im Estrich. Die Rädchen sind verstummt, die Mange quitscht und jammert

nicht mehr. Und die guten alten Leutchen, die sich damit einen Verdienst erwarben, die oft kinderreichen Familien durchs Leben zu ringen, entschlafen langsam ins Jenseits. Es ist heute eine Seltenheit, daß man noch Flechterinnen antrifft, welche dieses schöne einheimische Kunstgewerbe noch ausführen können. Wir verdanken der Trachtenvereinigung die Geste, an der diesjährigen Tagung einen Flechterinnenwagen im folkloristischen Umzug nach Düdingen einzuladen. Die Initiative a. Hebamme Rosa Thalmann-Riedo von Plaffeien hat diesen Teil alter Geschichte mit getreuen Helferinnen flott und würdig dargestellt. Es ist ein Stück Heimatgeschichte, die man heute im Zeitalter der Computers und der Mondfahrten schwer verstehen kann.

Und doch war es so,

vor alter, alter Zeit.

Hier oben lieg ich im Spinngewebe und träume von alter Zeit,
da ich noch surrte, das Rädchen sich drehte
und goldene Schnürlein spann.

Wie schade, daß diese Zeit zerrann.

Wie heimelig waren die alten Stuben mit den blauen Guckfensterlein.
An den Wänden die Kasten und blumigen Truhen,
am Tische saßen die Mädchen und Buben,
sie flochten oder schnürten das Stroh und sangen gesund und froh.
Großmutter mit der alten Haube erzählte von früher und «aube»
Geschichten und Mären von reichen Grafen,
von Grausen und Gruseln und Fürchtemachen,
es lupfte fast die hölzernen Rafen.

Die Mutter saß auf der Mange, ihr war wieder bange,
die Bündel zu klein, die Büschel zu rar,
doch bald geht zu Ende das arme Jahr.

Rädchen, Rädchen surre weiter, mach recht froh die Gemüter und
heiter,
singe uns von bessern Zeiten
und laß das Glück und den Frieden durch unsere Häuschen gleiten.